

Unverkäufliche Leseprobe



Bastian Berbnber

180 Grad

Geschichten gegen den Hass

2019. 208 S., mit 1 Abbildung

ISBN 978-3-406-74244-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27951440>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Bastian Berbner

180 GRAD

—

Geschichten
gegen den Hass

C.H.Beck



Der Podcast zum Buch:
www.hundert-achtzig.de

Mit 1 Abbildung

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie,
Nastassja Abel

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74244 6



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

VORWORT

DIE ANDEREN

Wie Begegnungen mit Fremden
die Gesellschaft retten können

12

DIE HÖLLE

Wann die Kraft des Kontakts versagt

43

DER WETTlauf

Warum Medien es manchmal
noch schlimmer machen

56

DIE RÜCKKEHRER

Wie ein Lächeln zur Waffe wird

80

DAS LOS

Wann der Zufall
die Demokratie stabilisiert

112

DIE NACHBARN

Wie die Wahl des Wohnorts
unser Leben bestimmt

139

DIE GEMEINSCHAFT

Wie Kontakt zu Krieg
führen kann

157

DIE BRIEFE

Wo Kontakt eine ganze
Gesellschaft befriedet hat

170

NACHWORT

ANMERKUNGEN

VORWORT

Können wir gar nichts tun? Mit dieser Frage begann dieses Buch. Es war das Frühjahr 2017 und ich reiste für eine Reportage durch ein zerrissenes Vor-Wahl-Frankreich. In den Dörfern der Provence schimpften die Menschen über Emmanuel Macron, den Internationalisten. In Paris und Lyon warnten die liberalen Eliten vor Marine Le Pen, der Rechtsradikalen. Die Rechten taten so, als bedeute ein Präsident Macron das Ende Frankreichs. Die Linken so, als käme mit Marine Le Pen der Faschismus an die Macht. Die Lager bekämpften einander nicht wie politische Rivalen, die um die Macht streiten, sondern wie Feinde in einem Überlebenskampf.

Auf der anderen Seite des Ärmelkanals war es nicht anders. Dort ging die Spaltung einmal ziemlich genau durch die Mitte der Gesellschaft, seit dort einige Monate zuvor 52 Prozent der Briten für den Brexit gestimmt hatten, während die andere knappe Hälfte der Bevölkerung das für einen fatalen Fehler hielt.

Noch schlimmer war es in den USA, wo gerade ein Mann Präsident geworden war, in dem der eine Teil der Bevölkerung den Retter Amerikas sah und der andere den Totengräber der Demokratie, des Westens oder gleich der ganzen Welt.

Ich spürte in dieser Zeit zum ersten Mal so etwas wie politische Angst. Plötzlich stand alles in Frage. Die liberale Demokratie. Die Stabilität des Westens. Selbst die Rückkehr des Faschismus schien möglich. Normalerweise nimmt Angst ab, wenn man sich ihrer Ursache nähert. Aber hier war es umgekehrt: Je näher ich den Krisen kam, um über sie zu berichten, desto größer wurde sie.

Die westlichen Gesellschaften schienen sich und scheinen

sich bis heute, eine nach der anderen, in immer schnellerem Tempo zu spalten. Als seien sie von einem Virus befallen.

In Italien und den Niederlanden werden die Rechtspopulisten stärker. In Österreich regierten sie mit, bis ein Skandal um ein heimlich aufgenommenes Video sie stürzte. In Ungarn und Polen nutzen sie ihre Macht, um autoritäre Strukturen aufzubauen. Und in Deutschland haben sie zuerst die Straßen erobert und dann, Wahl für Wahl, die Parlamente.

Man könnte das für die gesunde Selbstregulierung von Demokratien halten, wenn diese Prozesse nicht in all diesen Ländern eine politische Debatte erzeugt hätten, die – von beiden Seiten – mit immer weniger Respekt und Menschlichkeit geführt wird und stattdessen mit immer mehr Häme und Hass. Die Stimmen der Moderaten, Vernünftigen und Abwägenden verstummen, die der Schrillen, Hassenden und Radikalen werden lauter. Die Nuancen ertrinken im Entweder-oder, im Wir-gegen-Die. Es ist ein politischer Krieg ausgebrochen – der nicht mehr nur rhetorisch ausgetragen wird.

Im amerikanischen Charlottesville rast ein Rechtsradikaler mit seinem Auto in eine linke Demonstration und tötet eine Frau. In anderen Teilen der USA werden Büros von republikanischen Abgeordneten angegriffen. Im polnischen Danzig wird der Oberbürgermeister, ein Anhänger der Opposition, auf einer Bühne niedergestochen und getötet. In Deutschland brennen Flüchtlingsheime und Autos von AfD-Politikern, in Chemnitz marschieren Nazis, in Hamburg randalieren Linksautonome. Egal, wo man hinschaut: Überall vertiefen sich die gesellschaftlichen Gräben.

Als ich wenige Tage nach der US-Präsidentenwahl in New York den ehemaligen Außenminister Henry Kissinger interviewte, sprach er von einem möglichen Bürgerkrieg. Ich dachte, er übertreibe. Aber mit jedem Monat, der seither vergangen ist, scheint dieses Szenario denkbarer geworden zu sein. Nichts scheinen die Menschen auf beiden Seiten der Spaltung mehr gemeinsam zu haben – außer vielleicht eines,

die meisten zumindest: den Wunsch nach einer Lösung. Ja, sie haben sehr unterschiedliche Ideen, wie die Zukunft ihres Landes aussehen soll, aber zerbrechen, da dürften sich die meisten einig sein, soll es nicht. Es soll weiterexistieren, stabil und friedlich. Nur wie?

Die Antwort auf diese Frage müssen Politiker geben. Aber die meisten flüchten sich, egal, welcher Partei sie angehören, in Floskeln – man müsse Brücken bauen, Haltung zeigen, die Sorgen und Ängste der Bürger ernst nehmen. Schön und gut, will ich jedes Mal einwenden, aber was heißt das? Wenn Sie morgen um neun ins Büro kommen und sagen, heute nehme ich die Sorgen und Ängste der Bürger mal richtig ernst, was machen Sie? Was ist der erste Schritt? Der zweite? Der dritte?

Am Abend des 3. September 2017 saß ich, wie sechzehn Millionen andere Zuschauer, vor dem Fernseher. Es war kurz vor zehn, als Martin Schulz bedeutungsschwanger in die Kamera blickte. Maybrit Illner hatte ihn gerade um sein Schlussstatement im Kanzlerduell gebeten.

Schulz hatte gewusst, dass dieser Moment kommen würde. Dass er, der in dieser politischen Großkrise Kanzler werden wollte, jetzt ungestört zum Volk sprechen und seine Lösung präsentieren können würde. Vermutlich hatten seine Redenschreiber und Politikstrategen wochenlang über jedes Wort gegrübelt, das ihr Kandidat jetzt sagen würde, jede Kunstpause und jede Geste geübt, die das Gesagte unterstreichen sollten. Dann begann Schulz zu sprechen.

«Wir leben in einer Zeit des Umbruchs», sagte Schulz im Ton eines auswendiggelernten und einmal zu selten geübten Referats, «und in einer Zeit des Umbruchs ist das beste Mittel der Aufbruch und der Mut zum Aufbruch. Der Mut zum Aufbruch heißt die Zukunft gestalten und nicht die Vergangenheit verwalten.»

Ich erinnere mich, wie ich dachte: Der hat auch keine Ahnung, was zu tun ist.

Einige Monate später trat Angela Merkel – wiedergewählt, obwohl sie auch nichts Konkretes gesagt hatte – vor den Bundestag und führte aus, wie sie die gespaltene Gesellschaft wieder zusammenführen wollte. Der steuerliche Freibetrag solle angepasst werden, sagte Merkel. Ein Baukindergeld von 1200 Euro für jedes Kind über zehn Jahre werde es geben, versprach sie. Und der Beitrag zur Arbeitslosenversicherung solle gesenkt werden. Ich dachte an Feuerwehrleute, die mit Eimern einen Waldbrand bekämpfen – und fühlte wieder diese Machtlosigkeit. Als seien wir Menschen zum Zuschauen verdammt, während um uns herum die Welt brennt. Aber war das wirklich so?

Ich weiß nicht, ob es Zufall war oder mein Alarm schlagendes Unterbewusstsein, aber in dieser Zeit bemerkte ich, dass ich mich journalistisch häufiger mit Orten beschäftigte, wo es gelungen war, Polarisierung zu überwinden. Es mag kitschig klingen, aber die Geschichten, auf die ich dort stieß, ließen mich an das Gute im Menschen glauben. Manchmal schrieb ich dann einen Artikel darüber, aber erst nach einer Weile fiel mir auf: In abgewandelter Form war es immer derselbe Mechanismus, der an diesen Orten zum Erfolg geführt hatte, der eine gewisse Magie ausgelöst hatte.

Immer waren dort Feinde, Gegner, Andersdenkende einander begegnet. Immer hatten sie sich wirklich kennengelernt, nicht nur oberflächlich. Und immer hatten sie anschließend differenzierter, freundlicher, klüger übereinander gedacht. In einigen Fällen waren aus Feinden sogar Freunde geworden, manchmal beste.

Ich begann mich zu fragen: Lässt sich aus dem, was an diesen Orten im Winzigkleinen passiert war, eine Strategie für das Ganzgroße entwickeln, ein politisches Werkzeug, mit dem sich die Fliehkräfte, die an den liberalen Gesellschaften des Westens zerren, eindämmen lassen?

Das klingt großenwahnsinnig, ich weiß. Also zog ich los

und sprach mit Wissenschaftlern, mit Politologen, mit Soziologen, vor allem mit Sozialpsychologen, unter ihnen auch einer, der klug genug gewesen war, einen Nobelpreis in einem Feld zu gewinnen, das gar nicht sein eigenes war. Ich erwartete, dass sie sagen würden: Vergiss es, das kann nicht funktionieren. Ich dachte, sie würden mich auf etwas hinweisen, das ich in meinem Reporter-Enthusiasmus übersehen hatte. Aber das passierte nicht. Stattdessen lernte ich, dass dieser mächtige Mechanismus, auf den ich gestoßen war, der Hass schwächt und Feindschaften beendet, seit siebzig Jahren erklärt ist, dass er wissenschaftlich erforscht ist, dass es dieses Wissen aber nie wirklich aus der akademischen in die reale Welt geschafft hat, zumindest nicht im großen Stil. An den Orten, an denen er seine Kraft entfaltet hat, hat er das eher zufällig getan, leise. Als ich dann anfing, nach Orten zu suchen, an denen dieser Mechanismus gezielt eingesetzt wurde, um Spaltungen zu überwinden, merkte ich: Auch die gibt es. Nur schaut kaum jemand hin.

Dieses Buch tut das. Es erzählt die Geschichten jener Orte und ihrer Menschen. Wir reisen in ein irisches Dorf, in eine dänische Polizeistation, in botswanische Schulen und in eine Hamburger Reihenhaussiedlung, auf die Schlachtfelder des Zweiten Weltkriegs und in die namibische Wüste. Wir treffen Nazis und Islamisten und jene, die sie bekämpfen. Und wir tauchen ein in sozialpsychologische Experimente, deren Ausgang mich anders auf die Welt blicken ließ.

Bevor es losgeht, will ich zwei Dinge versprechen. Wer, wie ich, gerade manchmal überwältigt ist vom Hass, der aus dem Fernseher, der Zeitung, dem Twitter-Feed schlägt, wird auf den folgenden Seiten Hoffnung finden, ein bisschen wenigstens. Und wer, wie ich, genervt ist von den unzulänglichen Politiker-Lösungs-Floskeln, den erwartet hier das Gegenteil: ganz konkrete erste, zweite, dritte Schritte, die andere bereits gegangen sind und die funktioniert haben.

DIE ANDEREN

Wie Begegnungen mit Fremden
die Gesellschaft retten können

Als er klein war, in den Vierzigerjahren, warnten ihn seine Eltern: Harald, pass auf, die Zigeuner klauen blonde Kinder. Als Teenager, in den Fünfzigern, sagt er, habe er beobachtet, wie Zigeuner in Hamburg von Tür zu Tür zogen und versuchten, den Deutschen Krempel anzudrehen. Als Erwachsener, in den Sechzigern, sagt er, sei ihm aufgefallen, dass es häufig Zigeuner waren, die sich unten in der Eckkneipe prügelten. An all das erinnert sich Harald Hermes, mittlerweile über siebzig, als in den vergangenen Jahren mit den Syrern und den Afghanen, mit den Irakern und Somaliern auch Roma nach Deutschland kommen. Für ihn bedeutet das vor allem eines: Probleme.

Harald Hermes lebt mit seiner Frau Christa im Erdgeschoss eines Reihenhauses im Hamburger Norden: zweieinhalb Zimmer, seit fast fünfzig Jahren. Draußen sind die Backsteine der Fassade verblasst, drinnen hat die Wohnung dieses Großelternhafte angenommen: die geblühten Gardinen, der Nippes auf dem Fensterbrett, die Strickdeckchen, die das gute Holz des Wohnzimmertisches schützen. Von den Fotos an den Wänden lächeln die beiden Töchter, beide selbst längst Mütter. Als Harald Hermes 2001 seinen Job als Kfz-Mechaniker aufgab, arbeitete er noch einige Jahre als Hausmeister. Dann ging er in den Ruhestand und ein Tag glich

dem nächsten: Aufstehen, Frühstück, Mittagessen, mal kamen die Kinder mit den Enkeln, mal hatte Christa einen Arzttermin ausgemacht. So werde und so könne es weitergehen bis zum Tod, dachten die Hermes damals. Aber so ging es nicht weiter.

Mit der Zeit waren viele ihrer Nachbarn, Rentner wie sie, gestorben. Die Wohnungen standen leer und im Frühjahr 2014 kamen die ersten Flüchtlinge. Ein deutscher Nachbar rief bei der Stadt an, um sich zu beschweren. Ein anderer ging zur Zeitung. Harald Hermes schrieb Briefe an den Senat und an die Parteien. Es half nichts. Afghanen zogen in die Reihenhaussiedlung, Mazedonier und Roma. Auf den Wiesen, die jahrelang rentnerruhig zwischen den Häusern gelegen hatten, lärmten jetzt Kinder. Durch die Treppenhäuser schallten unverständliche Laute. Auf den Balkonen trockneten Teppiche und fremdartige Gewänder in der Sonne, obwohl in der Hausordnung stand, dass dort keine Wäsche aufgehängt werden darf. Harald Hermes dokumentierte die Verstöße mit seiner Digitalkamera und schickte die Fotos an die Hausverwaltung, aber auch das half nichts.

Im Sommer war Ramadan und die Muslime grillten nachts auf den Balkonen. Christa und Harald Hermes lagen mit offenen Augen im Bett, durch das gekippte Fenster drang kehlige Sprache herein, dazu der Geruch von gebratenem Fleisch, und sie fragten sich, wie es weitergehen solle. Im Winter, bei Minusgraden, standen bei den neuen Nachbarn die Fenster offen, während voll geheizt wurde. Harald Hermes schrieb an Olaf Scholz, damals Hamburgs Oberbürgermeister. Und an Wolfgang Schäuble, damals Finanzminister, den Harald Hermes im Fernsehen so etwas hatte sagen hören wie: Kein Bürger müsse einen Euro mehr bezahlen wegen der Flüchtlinge. 500 Euro zusätzliche Heizkosten hatten die Hermes auf der Uhr.

Harald Hermes wollte keine Ausländer in Deutschland, und seit hier welche eingezogen waren, fühlte er sich bestätigt.

Obwohl die Hermes in ihren Augen zunächst noch Glück gehabt hatten. Die ersten Flüchtlinge zogen in die Reihenhäuser drum herum, die Hermes hatten immer mindestens eine Wiese zwischen sich und den lauten Großfamilien. In ihrem Haus wohnte erst mal nur ein älteres afghanisches Ehepaar, das ruhig war und immer nett grüßte. Die Wohnung direkt über den Hermes, in der fast vierzig Jahre lang die Albrechts gelebt hatten, stand noch leer.

Bis an einem Tag im April Christa Hermes draußen auf dem Balkon beobachtete, wie einige Menschen ums Nachbarhaus herumschlichen. Ein bulliger, junger Mann. Eine hübsche Frau mit langem, schwarzem Haar, ein Baby auf dem Arm. Zwischen ihnen drei weitere Kinder, keines hüft-hoch. Christa Hermes sah, wie der suchende Blick der Fremden am Balkon über ihrem Kopf haften blieb und sie langsam über die Wiese kamen. Sie rief durch die offene Balkontür: «Harald, ich glaub, wir kriegen Zigeuner!»

Die Familie blieb vor Christa Hermes' Balkon stehen und schaute hoch. Auch Harald war jetzt herausgekommen. Die junge Frau stellte alle vor, sechs Namen, die Christa Hermes sofort wieder vergaß. Dann sahen die Hermes, wie die Familie durch ihre Haustür trat. Durch die dünnen Wände hörten sie, wie sie die Treppe hochstiegen. Und sofort ging oben das Gerenne los, die Kinder, von einem Zimmer ins nächste, tap, tap, tap, und wieder zurück, tap, tap, tap. An diesem Abend mussten die Hermes den Fernseher lauter stellen.

Einen Tag später tropfte Wasser auf den Balkon der Hermes. Christa ging hoch und klingelte. Ein Kind öffnete, dann kam die Frau dazu. Es laufe Wasser vom Balkon, sagte Christa Hermes und die Frau verstand nicht. «Can you speak English?», fragte die Frau, aber Christa Hermes verstand nicht. Also ging sie einfach hinein in die Wohnung, vorbei an der Frau und dem Kind, direkt zur Balkontür. Draußen hingen Babywäsche, Hosen und Handtücher über einer Leine, nass wie nach einem heftigen Regenschauer. Das gehe so nicht, sagte Christa Hermes.

Die Frau führte Christa Hermes ins Bad und zeigte auf die Badewanne. Christa Hermes begriff: Diese Frau hatte keine Waschmaschine, keinen Trockner und keinen Wäscheständer. Als Kind hatte Christa Hermes selbst Wäsche mit der Hand waschen müssen und jetzt erinnerte sie sich daran, wie schwierig die Hände da wurden. «Ich habe noch einen Wäscheständer im Keller», sagte Christa Hermes. «Möchten Sie den haben?» «Ja», sagte die Frau, die das offenbar verstanden hatte.

Auf dem Weg zur Tür guckte sich Christa Hermes in der Wohnung um. Auf dem Tisch standen zwei Tassen. Auf dem Herd eine Erdnussdose, in der die Frau offenbar Babynahrung warmgemacht hatte. Es schien kein Geschirr zu geben. Außerdem war es viel zu warm für einen sonnigen Apriltag wie diesen. Christa Hermes deutete fragend auf den Heizkörper, und die Frau erklärte in gebrochenem Deutsch, die Kinder frören nachts in den Betten, sie hätten keine Decken, keine Kissen, nur ihre Pyjamas.

«Da wurde es bei mir erst mal heller im Kopf», erinnert sich Christa Hermes.

An diesem Tag shuttelte sie durchs Treppenhaus, runter in den Keller und wieder hoch, immer wieder. Sie brachte Woldecken, Kissen, Bettwäsche, man hat ja von allem zu viel, sie schleppte Geschirr heran, Töpfe, Pfannen, einen Wasserkocher, eine alte Kaffeemaschine, die noch einwandfrei funktionierte. Bald trank sie mit der Frau Kaffee, von der sie jetzt wusste, dass sie Rosi^{*} hieß. Schnell saß der kleine Milan auf Christa Hermes' Schoß. Dann kam Harald dazu und erfuhr, dass Robert, der neue Nachbar, in Serbien als Kfz-Mechaniker ausgebildet worden war. Dass sie denselben Beruf hatten.

* Als ich Rosi und Robert später für dieses Buch interviewte, bitten sie mich, ihren Familiennamen nicht zu nennen. Sie haben eine schlechte Erfahrung mit Presseöffentlichkeit gemacht und wollen sich und ihre Kinder schützen.

Rosi benutzte von da an die Wäschespinnne der Hermes auf der Wiese. Wenn Christa Zeit hatte, half sie ihr beim Aufhängen. Sie hatte oft Zeit. Manchmal ging sie hoch, um mit den Kindern zu schmusen, die angefangen hatten, sie «Oma» zu nennen. Tobte Milan, der so viel Energie hatte, durch die Wohnung, sagte Rosi: «Psst. Opa unten schlafen.»

Rosi und Robert nannten Christa bald Mutti. Zuerst war sie irritiert davon, aber dann erfuhr sie, dass beide in kaputten Familien aufgewachsen waren, mit viel Gewalt und wenig Interesse. Christa Hermes war neben Rosi und Robert die einzige Person, die den Kindern überhaupt je Zeit und Liebe geschenkt hatte.

Im Sommer fuhren sie gemeinsam an die Elbe, es war warm und Rosi, bis zu den Knien im Wasser, wurde von einer Welle umgeworfen. Sie lachten darüber. Rosi kochte scharfes Essen, das sogar Harald aß, obwohl er so etwas eigentlich nicht mag, und zu Anastasias Einschulung buk Christa Hermes eine Erdbeertorte mit vielen frischen Erdbeeren. Innerhalb weniger Wochen waren die «Zigeuner» zu Menschen geworden, zu Robert, Rosi, Milan, Anastasia, Christina und Monika. Zu den engsten Freunden der Hermes.

Als ich drei Jahre später im Wohnzimmer der Hermes sitze, schüttelt Harald Hermes noch immer ungläubig den Kopf und sagt: «Wir können uns das selbst nicht erklären.» Und Christa Hermes: «Dass das Herz so voll Liebe sein kann für fremde Menschen. Das konnten wir uns nicht vorstellen. Das wurde ja nicht verordnet, das ist einfach so passiert.»

Die Hermes füllten eine Lücke im Leben «ihrer Serben», wie sie ihre Nachbarn damals bald nannten. Sie zeigten ihnen Hamburg, erklärten ihnen Deutschland. Und ihre Serben füllten eine Lücke im Leben der Hermes, die gar nicht gewusst hatten, wie sehr sie sich danach sehnten, gebraucht zu werden. Harald Hermes fragt sich manchmal, wie ihr Leben aussehen würde, wenn Christa an jenem Tag nicht hochge-

gangen wäre, um sich zu beschweren. Wenn Christa nicht gesehen hätte, dass diese Menschen mit nicht viel mehr als den Kleidern, die sie am Körper trugen, von der Stadt in diese Wohnung gesteckt worden waren. Wenn sie nicht verstanden hätten, dass ihre Nachbarn nicht aus Faulheit, Bosheit oder Dummheit ihre Wäsche auf den Balkon gehängt hatten, sondern weil ihnen nichts anderes übrig geblieben war.

Ende August fuhr Harald mit Robert zu einem Anwalt in die Innenstadt. Das mit dem Asyl werde nichts, sagte der. Erneut schrieb Harald einen Brief an den Staat, diesmal an die Ausländerbehörde. Einen Handwerker wie Robert könne Deutschland gebrauchen, die Familie sei bereit, sich zu integrieren, deutsche Werte anzunehmen, dafür könne er, Harald Hermes, bürgen. Sie hätten sogar eine Deutschland- und eine HSV-Flagge aufgehängt.

Harald Hermes versuchte eine Abschiebung zu verhindern, die er ein halbes Jahr zuvor euphorisch unterstützt hätte, damals, als der neue Nachbar ein Zigeuner war, ein potenzieller Betrüger oder Schläger, jedenfalls ein Problem. Aber dann hatte er sich als hart arbeitender Handwerker entpuppt, als fürsorglicher Familienvater, ja, immer noch ein Roma, wie Harald Hermes jetzt auch sagte, aber ein sehr liebenswerter.

Anfang September fuhren die Hermes nach Österreich, um ihre Goldene Hochzeit zu feiern. Auf dem Rückweg hielten sie im Westerwald bei Haralds Schwester. Es war Nachmittag, sie saßen vor dem Haus und tranken Kaffee, als Haralds Handy klingelte. Christa erkannte Rosis Stimme. Dann sah sie, wie ihrem Mann Tränen über die Wangen liefen. Ausgerechnet ihm, der nie weinte. Sie wusste sofort Bescheid.

Rosi rief von einer Parkbank in Belgrad an. In der Nacht waren die Polizisten gekommen und hatten die Familie geholt.

In Hamburg packten die Hermes die Sachen ihrer Nachbarn, von denen viele einst ihnen gehört hatten, in Koffer

und Kisten und schickten diese nach Serbien. Die Hermes sammelten Geld und legten selbst etwas drauf. Sie installierten Skype und Telegram auf ihrem Tablet und redeten jeden Tag mit der Familie, die jetzt in einem Dorf zwei Stunden nördlich von Belgrad lebte, in einem kleinen Haus mit undichtem Dach und angebautem Schweinestall. Wenige Monate später stiegen die Hermes ins Flugzeug, für Christa, die panische Flugangst hat, war es das erste Mal in ihrem Leben. Sie blieben eine Woche und kamen innerhalb von drei Jahren sechs Mal wieder. Einmal brachten sie ihren Serben ein Auto, das sie in Hamburg gekauft hatten, 1700 Kilometer an zwei Tagen. Vier Jahre nach der Abschiebung schicken sie noch immer Lebensmittel, Spielzeug, Geld für Möbel, Werkzeuge oder Brennholz. Trotz der Entfernung haben die Hermes deutlich mehr Kontakt zu ihren Serben als zu den eigenen Kindern. Seit einiger Zeit hat Christa Hermes einen wiederkehrenden Gedanken, manchmal lässt er sie nachts wachliegen: «Was, wenn ich sie nie wiedersehe?»

*

Zum ersten Mal hörte ich von den Hermes in einer verrauchten Hamburger Kneipe. Eine Freundin erzählte mir von ihnen und sagte so etwas wie: Was für ein schöner Zufall, dass sich da Menschen trafen, die offen genug waren, die eigenen Vorurteile zu überwinden. Vielleicht nickte ich. Ja, wie schön. Aber eigentlich dachte ich an Bauer Huber und fragte mich: Das kann nicht wirklich Zufall sein, oder?

Einige Monate zuvor, auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, hatte mich die Redaktion auf die Schwäbische Alb geschickt, wo das Land Baden-Württemberg eine leerstehende Kaserne zur Erstaufnahmestelle für Asylbewerber umfunktionierte hatte. Die Kaserne lag am Rand des Dorfes Meßstetten. In diesem schwäbischen Einfamilienhäuser-Idyll mit sorgsam arrangierten Vorgärten und schweren Autos in den

Einfahrten lebten seit einigen Wochen tausende Flüchtlinge – und im Netz kursierten die wildesten Meldungen. Asylbewerber sollten Frauen belästigt, Ziegen gestohlen, gar geschächtet haben. Die neueste besagte, der Bauer, dessen Hof direkt neben der Kaserne lag, hätte in seiner Mülltonne einen abgeschlagenen Menschenkopf gefunden.

Gerold Huber begrüßte mich mit festem Händedruck und breitem Schwäbisch. Während er mich über seinen Bauernhof führte, vorbei an einem Traktor mit laufendem Motor und einem Stall, aus dem es dampfte, sah ich durch einen Zaun Flüchtlinge über das Kasernengelände nebenan spazieren. Ich fragte nach dem abgetrennten Kopf und er sagte, den hätte es nie gegeben. Wie das meiste, was über Facebook verbreitet werde, sei das nur ein Gerücht gewesen. Dann erzählte er mir die Geschichte, an die ich mich später in der Hamburger Kneipe erinnerte.

Gerold Huber war dagegen gewesen, Flüchtlinge in der Kaserne unterzubringen. Er hatte dem Landratsamt seine Bedenken mitgeteilt: tausende vom Krieg traumatisierte Menschen, viele auch noch Muslime, er habe Angst um seine Kinder, damals zwölf, neun und sechs Jahre alt. Die Flüchtlinge kamen trotzdem, die meisten aus Syrien und dem Irak, tatsächlich aus Gesellschaften, die gerade von Gewalt zerrissen wurden. Manchmal kamen Syrer vorbei und fragten nach Milch. Er gab sie ihnen. Einmal nahm er eine schwangere Frau mit dem Auto mit, die ein Schleuser am Straßenrand rausgelassen hatte.

Je häufiger Huber mit Flüchtlingen sprach, sagt er heute, desto mehr stellte er fest: Die allermeisten sind nette Leute. Die zwei oder drei Polizeieinsätze, die es in der Kaserne gegeben hatte, fielen auf einmal nicht mehr so sehr ins Gewicht. Bald hatte er nichts dagegen, als seine Tochter mit Freunden rüberging, um den Flüchtlingskindern bei ihren Deutschhausaufgaben zu helfen. Auch seine Frau engagierte sich und er selbst wendete sich erneut ans Landratsamt. Diesmal schlug er vor, Shuttle-Busse einzurichten, damit die Flüchtlinge die

zwei Kilometer zum Einkaufen ins Dorf nicht mehr zu Fuß gehen müssten. Er war stolz, als die Busse dann tatsächlich fuhren.

Wie Harald Hermes setzte sich Gerold Huber für jene ein, die er zunächst abgelehnt hatte. Wie Harald Hermes erlebte er, wie sich diese Menschen vor seinen Augen verwandelten: von potenziellen Straftätern, die eine Gefahr für seine Kinder darstellten, zu netten Nachbarn, die volle Einkaufsstüten die Landstraße entlangschleppen mussten. Auch Gerold Huber änderte seine Meinung. Genau wie Christa und Harald Hermes hatte er seine Ängste aus der Ferne kultiviert, hatte Vorurteile entwickelt, und wie das Hamburger Ehepaar korrigierte er sie, als er sah, dass sie nicht stimmten.

Das faszinierte mich, weil es so sehr dem Zeitgeist zu widersprechen schien. Auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise schien die öffentliche Debatte von jedem Einzelnen eine Entscheidung zu fordern: Entweder du bist für Flüchtlinge oder du bist gegen sie. Entweder du versiehst sie mit dem Etikett «notleidend» oder mit dem Etikett «gefährlich». Wer sich einmal entschieden hatte, der schien dabei zu bleiben. Nicht Harald und Christa Hermes. Nicht Gerold Huber.

Wenn ich Freunden von Gerold Huber erzählte, sagten sie genau wie später die Freundin in der Hamburger Bar: Wie schön, dass es solche Menschen gibt! Ihr Ton suggerierte, dass es sich bei diesen Menschen um besondere Exemplare handeln musste, die offener, verständnisvoller sind als andere. Um seltene Empathie-Menschen, die unerkannt in unserer Mitte leben, bis ein Zufall sie exponiert.

Aber plötzlich begegneten mir diese Empathie-Menschen häufiger.

Ich las von einem Abtreibungsgegner in Kalifornien, der seine Meinung geändert hatte, nachdem ihm eine Frau im persönlichen Gespräch erklärt hatte, warum sie abgetrieben hatte. Ich las von israelischen und palästinensischen Ju-

gendlichen, die während eines dreiwöchigen Campingtrips Freundschaften geschlossen hatten. Ich las das Buch des schwarzen US-Musikers Daryl Davis, der in einer Bar Klavier gespielt und mit seiner Musik einen Gast, der Mitglied des Ku-Klux-Klans war, so verzaubert hatte, dass er Davis noch am selben Abend angesprochen, sich in den Wochen danach mit ihm angefreundet und bald den Klan verlassen hatte. Man hätte annehmen können: Das sind «natürliche» Feinde. Wenn die aufeinandertreffen, endet es in Geschrei oder Gewalt. Aber es passierte jeweils das Gegenteil.

Dann betrat ich an einem heißen Sommertag eine Restaurant-Terrasse in Wismar und da saß mit mächtigem Körper, tätowierten Armen, Vollbart und Glatze: Sven Krüger, ein Neonazi.

*

Für meinen Job treffe ich manchmal extreme Menschen. An diesem Tag interviewe ich Sven Krüger für einen Artikel, der später in der ZEIT erscheinen wird. Krüger hat zehn Jahre im Gefängnis gesessen und zwei Jahre für die NPD im Kreistag. Er war 1992 in Rostock-Lichtenhagen dabei und ist, das erzählt er mir, noch immer stolz darauf. In den Neunzigern habe er nichts ausgelassen, sagt er. Im Interview spricht er von seinen völkischen Ansichten, von Blut und Ahnenreihen und von seiner Vision für ein nationalsozialistisches Deutschland. Ihm zuzuhören, ist verstörend. Er formuliert, ein Lächeln auf den Lippen und die Sonne im Gesicht, rassistische Gedanken, die einerseits nicht überraschend sind, weil man sie einem Neonazi unterstellen würde, andererseits habe ich noch nie jemanden getroffen, der sie tatsächlich mit Überzeugung ausspricht. Krüger tut das, nicht verschämt, nicht leise, sondern stolz und so laut, dass ich mich auf der Restaurant-Terrasse manchmal peinlich berührt umschaue. Interessant wird das Gespräch nach etwa einer Stunde, als Krüger von einem seiner Gefängnisaufenthalte erzählt.

Einige Zellen weiter hatte ein Palästinenser gegessen. Ein Kanake, wie Krüger sagt. Während des Freigangs hatten sie einander beäugt wie Feinde. Krüger war damals Mitte dreißig und trainierte viel, vor allem Bankdrücken. Im Sportraum des Gefängnisses stand eine Bank mit Gewichten, perfekt eigentlich, außer, dass man beim Bankdrücken einen Partner braucht. Als Hilfestellung, falls die Hantel abrutscht. Häufig war aber nur eine andere Person mit ihm dort: der Palästinenser.

Also machte Krüger lieber Klimmzüge und Liegestütze. Bis zu dem Tag, als er sah, wie sich der Palästinenser auf der Bank unter großem Gewicht abmühte, allein, viel zu gefährlich. Krüger ging hin und hielt seine Finger unter die Hantel, das Signal: Ich bin hier, wenn etwas schiefeht. Anschließend legte sich Krüger auf die Bank und der Palästinenser half. Sie sprachen kein Wort. Kurz darauf teilte das Gefängnis beide derselben Arbeitskolonne zu. Wortlos fegten sie nebeneinander den Zellentrakt und putzten die Küche.

Auf der Terrasse erinnert sich Krüger nicht mehr, wer zuerst gesprochen hat. Nur noch, dass es im Pausenraum war und der Palästinenser über Israel schimpfte. Darüber, dass seine Familie seit zwei Generationen in einem Flüchtlingslager lebte. Krüger habe darauf geantwortet: «Die Juden mag ich auch nicht.» Auf einmal sei der Feind seines Feindes sein Freund gewesen – und blieb es für die restliche Haftzeit. «Das war ein einschneidendes Erlebnis, weil er der Erste war, den ich wirklich kennengelernt habe», sagt Krüger. «Wie wenn man im Ersten Weltkrieg im Schützengraben liegt, auf der einen Seite der Deutsche, auf der anderen der Franzose und es wird an Weihnachten ein Weihnachtsbaum aufgestellt. Ein kleiner Separatfrieden aus der Situation heraus. So habe ich mich gefühlt.»

Mir wird es später nicht gelingen, diese Geschichte zu verifizieren, weil ich Krügers palästinensischen Mitgefangenen nicht ausfindig machen kann. Aber als mir Krüger in Wismar von ihm erzählt, merkt er, dass ich erstaunt bin –

und erzählt mir eine weitere Geschichte, eine aus dem Jahr 2001.

Ein Gastronom aus Wismar, Peter Cipra, hatte damals eine verrückte Idee. Er war genervt davon, dass sich die Rechten und die Linken bei jedem Hafenfest und manchmal auch ohne Anlass gegenseitig durch die Stadt jagten. Dass Wismar immer nur Schlagzeilen machte, wenn es um Gewalt und Nazis ging. Cipra wollte etwas tun. Und da er Extremreisen liebte, fasste er den Plan, mit zwei Punkern und zwei Neonazis nach Namibia zu fliegen, um mit ihnen sechs Wochen durch die Wüste zu wandern.

Sven Krüger war einer von den beiden Neonazis. Der andere war ein Kumpel von ihm, den er Cipra vorgeschlagen hatte. Wer die zwei Linken waren, erfuhren die beiden erst am Bahnhof auf dem Weg zum Flughafen: zwei Punker, die Haare verfilzt, die Klamotten löchrig. Dem einen hatte Krüger mal eine Sektflasche auf dem Kopf zertrümmert. Der andere hatte ihm einen Motorradhelm ins Gesicht geschlagen. Im Zug gab Krüger Bier und Zigaretten aus.

Danach wanderten sie durch die Wüste, bis zu dreißig Kilometer am Tag bei bis zu vierzig Grad im Schatten, und abends am Lagerfeuer, müde von den Strapazen des Tages, waren die beiden Punker eigentlich ganz nette Kerle. Geführt wurde die Gruppe von Haruendo, einem Häuptlingssohn vom Volk der Himba, der einen Lendenschurz trug und einen Riemen, in dem ein Dolch steckte. Seine Haut und seine Haare rieb er mit einer Mischung aus roter Erde und Kuhdung ein, um die Malaria-Mücken fernzuhalten. Haruendo war der Einzige, der die Wasserlöcher kannte und der wusste, wo man nach Wasser graben musste, wenn mal keines in der Nähe war. Häufig tranken sie braunen Schlamm, den Haruendo aus der Erde holte. Nach einer Woche kotzte einer der beiden Linken Blut. Er hieß Thomas Wahngig und war 23 Jahre alt. Er konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten, aber es war nicht sein Punker-Kumpel, der sich um

ihn kümmerte, sondern Sven Krüger. Ausgerechnet der vielleicht berüchtigtste Neonazi Norddeutschlands, sein Feind, trug jetzt Wahnigs Rucksack durch die Wüste.

Heute ist Thomas Wahnig Mitte vierzig, lebt in einem Dorf im Mecklenburgischen und erzählt, dass damals vor der Namibia-Reise sein Leben von zwei Dingen bestimmt worden sei: jeden Tag genug Bier aufzutreiben, zur Not, indem er mit seinen Freunden in einen Supermarkt einbrach. Und Nazis zu verprügeln. Die Begegnung mit Krüger habe sein Leben verändert. Wahnig brach nach der Reise mit seinen Punker-Freunden, schnitt seine Haare kurz und ersetzte die Stiefel durch Turnschuhe. Heute ist er verheiratet und hat sechs Kinder. Er ist immer noch sehr links, aber in seinem Haus hängt eine Fotowand mit Namibia-Bildern, und wenn eines der Kinder fragt, wer der tätowierte Mann mit Glatze auf den Fotos sei, dann erzählt er von Sven, dem Neonazi, der ihm geholfen habe. Davon, dass man von der politischen Einstellung nicht zwangsläufig auf das Menschliche schließen dürfe. Dass es auch nette Nazis gebe.

Seither bestimmt diese Erkenntnis, die für ihn als radikalen Linken zunächst unangenehm war, auf eine befreiende Art sein Denken. Er sieht das so: Die Persönlichkeit eines Menschen hat nie nur eine Dimension, sondern viele. Was die Frage aufwirft: Was zählt wie viel? Was ist wichtiger, Sven Krügers Rassismus oder seine Hilfsbereitschaft, das Politische oder das Private? Wahnig sagt über ihn: «Politisch finde ich heute noch, dass Sven völlig falschliegt. Aber menschlich mag ich ihn leiden.»

Wenn Sven Krüger nach seiner Rückkehr aus Afrika seinen Neonazi-Kumpels von der Reise erzählte, dann erwähnte er manchmal die Nächte am Feuer mit den beiden Linken, vor allem aber berichtete er von den Afrikanern, die faul am Straßenrand rumgesessen oder an Mofas gelehnt hatten, anstatt zu arbeiten. Jetzt, da Krüger das mit eigenen Augen ge-

sehen hatte, konnte er sie mit viel mehr Autorität faul nennen als vorher. Eine Ausnahme habe es aber gegeben: Haruendo. Der Häuptlingssohn, der sie durch die Wüste geführt hatte.

Die Gruppe war damals etwas mehr als eine Woche unterwegs, Thomas Wahnig hatte die Wanderung, entkräftet von Hitze, Anstrengung und Schmutzwasser, abbrechen müssen, da wurde Peter Cipra, der Initiator der Reise, ohnmächtig. Krüger und Haruendo legten ihn über einen Esel und machten sich gemeinsam auf den Weg zum nächsten Krankenhaus, Verdacht auf Malaria. Während sich Cipra erholte, verbrachten Krüger und Haruendo die Tage miteinander. Sie saßen unter einem Baum im Schatten und «philosophierten über leben und leben lassen», erinnert sich Krüger. Haruendo habe ihn mitgenommen zum Springböcke-Jagen und zum Welse-Angeln. Als Krüger siebzehn Jahre später auf der Terrasse in Wismar von Haruendo erzählt, klingt es, als spreche er über einen Jugendfreund, den er aus den Augen verloren hat.

Ein Punker verprügelt Nazis. Dann lernt er einen kennen und mag ihn. Ein Neonazi hasst Muslime, verachtet Linke und hält Schwarze für minderwertig, und dennoch freundet er sich mit einem Palästinenser an, trägt einem Linken den Rucksack durch die Wüste und geht mit einem Himba angeln. Wie kann das sein? Als ich Sven Krüger diese Frage stelle, sagt er: «Das Problem ist, wenn du sie wirklich kennenlernst, kannst du sie nicht mehr hassen.»

Offenbar gehören neben Christa und Harald Hermes, Gerold Huber, dem kalifornischen Abtreibungsgegner, den israelischen und palästinensischen Jugendlichen, dem Musiker Daryl Davis und seinem Freund aus dem Ku-Klux-Klan auch der Ex-Punker Thomas Wahnig und der Neonazi Sven Krüger zur Gruppe der seltenen Empathie-Menschen. Entweder ist diese Gruppe größer, als ich dachte. Oder die Wahrheit ist viel banaler – und es gibt sie gar nicht, diese Gruppe.

Vielleicht lag meine Freundin in der Hamburger Kneipe falsch. Vielleicht war es kein Glück, dass sich die *richtigen* Menschen trafen, sondern dass sich die richtigen Menschen *trafen*. Vielleicht sind es nicht die Menschen, die diese Geschichten besonders machen, vielleicht sind es die Situationen.

*

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de